



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Nohl, Ludwig: Ein Gebet Beethovens : neue Mittheilungen aus seinem  
späteren Leben.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein Gebet Beethovens.

Neue Mittheilungen aus seinem späteren Leben.

Von Prof. Ludwig Nohl.

Es muß bei all den Leiden und Widerwärtigkeiten in Beethovens Leben in der That als ein Glück bezeichnet werden, daß ihm immer wieder von außen die kräftigsten Antriebe zu einem bedeutenden Schaffen kamen, die seiner eigenen Neigung neue Richtung und Haltung gaben. Dies war ihm denn zugleich stets wieder neuer Impuls zum Sein und Leben, das er sonst melancholischer Weise „gern verlohre.“ Denn was hatte er sonst von seinem Leben, zumal in Wien! Wenigstens sehnt er sich am 15. Februar 1816 gar sehr nach den „unvergeßlichsten Stunden“ mit seinen Frankfurter Freunden Franz und Antonie Brentano und meint sogar: „wo wäre etwas dergleichen hier in unserm Wien zu finden; ich gehe daher auch beinahe nirgends hin, da es mir von jeher nicht möglich war mit Menschen umzugehen, wo nicht ein gewisser Austausch der Ideen stattfindet.“ Das scheint allerdings damals für Beethoven dort nur durch das Mittel der Töne möglich gewesen zu sein. In der künstlerischen Thätigkeit aber, im Umgang mit seiner hehren Muse entfaltet sich sein wahres Sein, und „sosehr mir für meine Thätigkeit Gesundheit äußerst nothwendig, wird sie durch selbe auch wieder befördert.“ schreibt er selbst einmal später (10. März 1823) ebenfalls an Franz Brentano nach Frankfurt a. M., den Bruder der bekannten Bettina.

Also wenn auch die Composition eines Requiem's nur eine allerdings stets gehegte Absicht und das Oratorium für die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien bloß ein schöner Wunsch blieb, der wie ganz richtig geurtheilt worden ist, in die Neunte Symphonie und die große Messe gleichsam aufgegangen ist, so steht uns doch dieses erstere Werk schon jetzt in seinem Plan und Wollen bestimmt da, uns und dem Meister ein fester Halt und schön leuchtender Vorgrund eines Daseins, in dessen Hintergrunde so häßlich krüppelhafte und verkommene Gestalten und Erscheinungen sich bewegen: Er wußte, wofür er zu leben und das Dasein zu ertragen hatte und wußte also auch fürder zu leben und zu ertragen. Ja sogar volle Frische

und Heiterkeit, weltverspottender und mit der Drangsal des Lebens spielender Humor kommt wieder in ihn, und kaum eines Künstlers Schaffen lehrt und bewegt uns so, an das Leben zu glauben und das Leben zu lieben, als das Leben dieses so düstern und so „wunderlichen Heiligen,“ der damals gegen eine Freundin äußerte, „nur wegen seines Neffen etwas auf das Leben zu halten!“ (Tagebuch des Fräulein Giannatasio del Rio. Grenzboten 1857).

Doch taucht uns aus eben jenem wahren Grunde von Beethovens Leben vor jenem größten Werke seines Schaffens noch ein heiteres und inniges Leuchten hervor, gewissermaßen ein Vorläufer der großen Messe und der Neunten Symphonie, die Clavier-sonate Op. 106, von ihrer Zeit die Riesensonate genannt. An der möglichst festen Ausgestaltung ihrer ersten „zwei Stücke“ arbeitet er sich denn wohl diesen Sommer wieder gesund; denn im Februar 1818 finden wir ihn selbst an Abschreibung derselben für seinen Freund und Schüler, den Erzherzog Rudolph beschäftigt.

Zu den historisch sichern Thatsachen übergehend, sehen wir uns zunächst — ein guter Beweis emsiger „Thätigkeit —“ von dem bekannten Tagebuch von 1812—18 verlassen und werden es bald ganz zu verlieren haben. Zwischen dem 1. Juni und dem 6. December 1817 stehen nur Notizen über die Gefahr des Alleinsseins in der Taubheit und die Stelle: „Die Schwachheiten der Natur sind durch die Natur selbst gegeben und die Herrscherin Vernunft soll sie durch ihre Stärke zu leiten und zu vermindern suchen,“ keinerlei literarische Auszüge! Er hatte also zum Lesen glücklicherweise nicht Zeit. Denn daß dieses Tagebuch diesmal in der Stadt geblieben sei, ist nicht gut anzunehmen, es stehen zuviel Notizen für ihn selbst darin. An Briefen dagegen fehlt's uns für diese nächste Zeit nicht, besonders sind die Bittel und Ergüsse an Frau Curykleia Streicher häufig und reichlich, sie muß einmal wieder, wie im Jahr 1813, gründlich Helferin in der Tagesnoth und häuslichen Verwirrung sein.

„So lange ich krank bin, wäre mir ein anders Verhältniß zu andern Menschen nöthig“ schreibt er zunächst am 7. Juli 1817; „so sehr ich sonst die Einsamkeit liebe, so schmerzt sie mich jetzt umsomehr, da es kaum möglich ist mich bei all dem Mediciniren und den Bädern so selbst zu beschäftigen wie sonst. Hiezu kommt noch die ängstliche Aussicht, daß es sich vielleicht nie mit mir bessert, daß ich selbst zweifle an meinem jetzigen Arzt, er erklärt nun doch endlich meinen Zustand für Lungenkrankheit.“ Wegen einer Haushälterin wolle er sichs überlegen: „Wäre man bei dieser gänzlichen moralischen Verderbtheit des österreichischen Staates nur einigermaßen überzeugt eine rechtschaffene Person erwarten zu können, so wäre alles leicht gemacht, aber — aber!!!“ Auch weiterhin klagt er vielfach über „diese verrufenste Menschenklasse“, die in Folge der Congresszeit durch Rohheit und Laster jeg-

licher Art verderbt war, und bald gehen die Erlebnisse mit Jungfer Köchin und Zimmermädchen noch „über manches mit Bedienten erlebte.“ Zugleich hat er die große Bitte an Streicher, ihm ein Piano mehr nach seinem geschwächten Gehör zu richten, so stark als es nur immer möglich. Er habe die feinigern immer besonders vorgezogen, seit 1809. „Es fällt mir überhaupt schwer, jemanden beschwerlich zu fallen, da ich gewohnt bin eher für Andere etwas zu thun als andere etwas für mich thun zu lassen“, schließt der Brief.

Ein Kaufmann Gerhard in Leipzig, ein Dichterdilettant hatte ihm Ana-kreontische Lieder geschickt. Am 15. Juli entschuldigt er sein langes Schweigen zum Theil mit „seiner seit beinahe 4 Jahren immerwährenden Kränklichkeit,“ die seit October 1816 sich durch einen starken Entzündungskatarrh vermehrt habe; anderseits eigneten sich die gesendeten Texte am wenigsten zum Gesang: „Die Beschreibung eines Bildes gehört zur Malerei, auch der Dichter kann sich hierin vor meiner Muse glücklich schätzen, dessen Gebiet hierin nicht so begrenzt ist als das meinige, so wie es sich wieder in andern Regionen weiter erstreckt und man unser Reich nicht so leicht erreichen kann“. Schuf er an der „Neunten“, so wissen wir in welchem bis dahin ungeahnten Maße er Recht hatte.

Er weilt jetzt wieder in Ruffdorf nahe der Donau, kommt aber bei der geringen Entfernung häufig in die Stadt. „Mit ihrem Manne habe ich gesprochen“, schreibt er am 30. Juli an die damals „die heimlichen Tannenwälder bei Baden durchirrende“ Freundin Streicher; „seine Theilnahme hat mir wohl und wehe gethan, denn beinahe hätte mir Streicher meine Resignation erschüttert. Gott weiß was es geben wird; da ich aber immer anderen Menschen beigegeben wo ich nur konnte, so vertraue ich auch auf seine Barmherzigkeit mit mir.“ Doch klingt hier durch die „Resignation“ wieder jener eigenthümliche Humor und sprudelnde Lebensmuth hindurch, der sich ihm stets aus dem geistigen Schaffen wiedergebar, weil er dabei doch die noch immer frisch quellende Lebenskraft empfand. „Sonst hast du lustig aufgebrennt“ heißt es in einem Liede, das uns später begegnen wird. Es zeigen sich schon Symptome der körperlichen Besserung, wenn er auch fürchtet, daß das Hauptübel, die Lungenkrankheit nie mehr gehoben werden könne. O Noth! Noten sind besser als Nöthen und Noth“, diesen oft variirten Scherz- und Schmerzensruf entlockt ihm diesmal — „ein neues Pflaster auf dem Nacken“! Frau Streicher bedenkt aufs sorgfältigste den „armen kranken österreichischen Musikanten“, und dieser meint, er sei ein so armer Mensch geworden, daß er ihr nichts vergelten könne, da das Gegentheil davon ihn am meisten betrübe. Wirklich war es eine Aufgabe, hier Ordnung und gar Behagen zu stiften. Beethovens Eigenheiten und sehr wechselnden kleinen Be-

dürfnisse machten die Dienstboten meist bald selbst ganz verwirrt. Zudem waren sie durch Beethovens besondere Thätigkeit und Lage, die sie stets ganz sich selbst überließ, jeder Versuchung und Verführung ausgesetzt, und so gibt es unausgesetzt neue Wirren, zumal die Leute ihren Herrn selbst noch bei seiner Helferin verleumdeten. „Gott gebe es, daß ich nur nichts, gar nichts darüber reden, schreiben noch denken müßte, denn Sumpf und Schlamm sind im Kunstboden noch mehr werth als all das Teufelszeug für einen Mann“, sagte er nach einer langen Darlegung solcher Verhältnisse damals zu Frau Streicher.

Am 12. August 1817 bekommt der ebenfalls fränkliche Freund Zmeskall gar den trostlosen Zuruf: „Was mich angeht, so bin ich oft in Verzweiflung und möchte mein Leben endigen, denn es kommt nie zu Ende mit all diesem Gebrauche. Gott erbarme sich meiner, ich betrachte mich so gut wie verloren. — Wenn der Zustand nicht endigt, bin ich künftiges Jahr nicht in London, aber vielleicht im Grab.“ Ein echt Beethoven'sches Motiv aber klingt uns aus dem Schlußwort entgegen: „Gott sei Dank, daß die Wolle bald ausgesponnen ist!“ In diesen Tagen muß denn wieder eine künstlerische Halbarbeit die Zeit der Noth verkürzen. „Bearbeitetes Terzett zu einem vierstimmigen Quintett vom Herrn Gutwillen und aus dem Schein von fünf Stimmen zu wirklichen fünf Stimmen ans Tageslicht gebracht, wie auch aus größter Miserabilität zu einigem Ansehen erhoben vom Herrn Wohlwollen Wien am 14. August 1817. NB. Die ursprüngliche dreistimmige Quintett-Partitur ist den Untergöttern als ein feierliches Brandopfer dargebracht worden“, — so soll auf dem Manuscript vom Quintett Op. 104 gestanden sein, welches Beethoven, angeregt durch eine ihm vorgelegte Arbeit „frei bearbeitet und neu eingerichtet“, aus demselben G moll-Trio Op. 1 Nr. III. bildete, dessen Herausgabe einst sein Lehrer J. Haydn widerrathen hatte, weil er glaubte, es werde nicht leicht verstanden werden.

Am 19. August aber vernimmt der kürzlich in Frankfurt a/M. verstorbene schweizerische Componist Schnyder von Wartensee bei Empfehlung eines Freundes von unserm Meister die Aufforderung: „Fahren Sie fort sich immer weiter in den Kunsthimmel hinauf zu versehen; es gibt keine ungeförrtere ungemischtere reinere Freude als die von daher entsteht!“

Sogar praktisch executiv wird diese Freude jetzt wieder mehr als die Jahre vorher genossen. Man lese in den „Briefen Beethovens“ (Stuttgart 1865 und 1868) die lebenswürdigen Billets an die anmuthige Frau Maria Pachler-Koschak aus Graz, auf deren geistige Entwicklung Beethovens Freund Professor Schneller aus Freiburg i. Br. den bedeutendsten Einfluß gehabt und die schon im October 1816 Beethoven etwas von ihren Versuchen

hatte vorlegen lassen, über welche nach aufmerksamen Durchlesen das Urtheil geäußert worden: es sei sehr viel für jemanden, der die Composition nicht studirt habe. In diesem Spätsommer 1817 nun war die liebenswürdige junge Dame mit Beethoven „viel zusammen“, und er schreibt ihr: „Ich bin sehr erfreut, daß Sie noch einen Tag zugeben, wir wollen noch viel Musik machen. Die Sonate aus F dur und G moll (Op. 10) spielen Sie mir doch? nicht wahr? Ich habe noch niemanden gefunden, der meine Compositionen so gut vorträgt als Sie, die großen Pianisten nicht ausgenommen, sie haben nur Mechanik oder Affectation, Sie sind die wahre Pflegerin meiner Geisteskinder.“ Eine Einladung nach Graz ward denn auch „nach der Meinung seines Arztes“ so wenig abgelehnt wie Schnyders Wunsch „ihn einmal begreifen zu sehn in dem Anstaunen der Schweizerischen großen Natur.“ Doch war einstweilen Anderes zu thun, als solch weite Reisen zu machen.

Auch bei Streichers ward in dieser Zeit zuweilen musiziert, und wir fügen hier eine Anekdote ein, deren Quelle Wiener Tradition ist. Einst war nämlich der Nefte Karl, seines verstorbenen Bruders Kind, den er als seinen eigenen Sohn betrachtete und der oft zu solchen Musiken mitgenommen ward, auf des Onkels Schoß vor dem Claviere eingeschlafen. Als darauf aber etwas von Beethoven vorgetragen ward, erwachte derselbe beim ersten Accord und blickte freundlichst auf. Man frug nach der Ursache und er antwortete hastig: Das ist Musik von meinem Onkel! — „Nicht wenig trug dies Benehmen des Knaben bei, daß ihn Beethoven lieber gewann“, schließt der Bericht, der uns den Schlüssel zu manchen späteren Vorkommnissen in Beethovens Leben giebt.

Zimmer hofft der Meister auch in dieser Zeit wieder einmal seinem erzhertzoglichen Schüler „Beistand leisten zu können, bei seinen den Musen gewidmeten Opfern.“ Allein Gesundheit und andere Drängniß erlauben es nicht, und es ist nur bittere Wahrheit, wenn er am 1. Sep. 1817 dem geistlichen Fürsten schreibt: „Gott wird wohl meine Bitte erhören und mich noch einmal von so vielem Ungemach befreien; indem ich vertrauensvoll ihm von Kindheit an gedient und Gutes gethan wo ich nur gekonnt, so vertraue ich auch ganz allein auf ihn und hoffe, der Allerhöchste wird auch mich nicht in allen meinen Drängsalen aller Art zu Grunde gehen lassen.“ Ebenso lautet die Klage, als er 8 Tage später von Nustdorf aus dem Freunde Zmeskill „das Stett“ zum „bei sich machen“ zusagt: „Ich probire ohne Musik alle Tage dem Grabe näher zu kommen.“

Zwei Tage darauf ist die Antwort von London, wohin er kurz zuvor eingeladen wurde, da. Wir besitzen sie nicht, es scheint jedoch, daß Beethovens Bedingungen im wesentlichen angenommen waren. Allein trotz seiner Wünsche, war es ihm für diese Saison nicht möglich zu reisen. „Ich bitte

Sie der philharm. Gesellschaft zu sagen, daß mich meine schwächliche Gesundheit daran verhindert“, schreibt er erst am 5. März des nächsten Jahres an seinen dortigen Schüler Ferdinand Ries. Also nicht einmal eine Rückantwort hatte damals erfolgen können! — „Tantus quantus lumpus“, unterzeichnet er dann am 25. September 1817 ein heiteres Billet an Frau Streicher, und die weitere Reihe solcher Zettel weist uns in neue öconomische Wirren, ein. Es gilt eine eigene Haushaltung zu errichten, und den von dem Bruder anvertrauten Nefen ganz zu sich zu nehmen. Man lese über diese für eine Natur wie Beethoven gewiß nicht unrichtig bezeichnete „Herkulesarbeit“ die halb tragikomischen Vorgänge in den Briefen selbst nach. Die Aufzählung der Einzelheiten würden uns hier zu weit führen.

Wohl aber scheint trotz allem Drängniß von innen und außen wieder verhältnißmäßig viel sommerliche „Ruhe und Freiheit“ geherrscht zu haben. Zwar besitzen wir ein sicheres Datum der Entstehung in diesem Herbst 1817 nur für die kleine humoristisch stelzenhafte Quartettfuge in D, Op. 137, die am 28. Nov. 1817 und zwar für die von dem Musikverleger E. Haslinger in Wien veranstaltete geschriebene Sammlung der Werke Beethovens entstand, welche jetzt der Gesellschaft der Musikfreunde dort gehört. Nach diesem Op. 137 aber erstand das Lied „Resignation“, das im nächsten März 1818 der „Wiener Zeitschrift“ beigegeben wurde. Skizzen zu demselben hat das allerletzte Blatt eines auf der Berliner Bibliothek befindlichen Beethovenschen Heftes nach einer Bleistiftnotiz „Christ ist erstanden Variationen“, und zwar merkwürdigerweise in 4 Stimmen. Von dem Liedchen sagt Beethovens Famulus Schindler, der Meister selber habe dessen „besonderen Werth“ in einem Briefe an den Redacteur jener Zeitschrift damit anerkannt, daß er denselben ersucht, dem Dichter Grafen Haugwitz für den Impuls zu so „glücklicher Inspiration“ seinen Dank auszusprechen. Die innere Antheilnahme an diesem „Lisch aus mein Licht!“ drückt sich allerdings in der ausführlichen Bezeichnung des Componisten: „Mit Empfindung, jedoch entschlossen, wohl accentuirt und sprechend vorgetragen“, aus. Es soll die persönliche Ueberzeugung von der Wahrheit dieses Ausspruchs auch dem Hörer deutlich eingeprägt werden. Die Stelle: „Du mußt nun los Dich binden,“ ist mit schöner Kraft gesagt, und wie der Uebergang von *S* moll nach *C* dur hellste Erinnerung an bessere Zeiten weckt, so gibt die zweimalige kleine Septime in *C* dur das deutliche Gefühl „Nun hat man dir die Luft entwandt.“ — „Resignation“ spricht allerdings das Ganze aus. Aber wir wissen aus früheren Bekenntnissen in den Briefen, was dies „elende Zufluchtsmittel“ Beethoven im Grunde galt.

Zum Rudolphstage (17. April) des folgenden Jahres 1818 spätestens waren jedoch die beiden ersten Stücke von der Sonate Op. 106, fertig, da sie damals dem Erzherzog übersandt wurden und zwar von Beethoven selbst

abgeschrieben! Denn sein treuer Copist Schlemmer war krank. Und mag daran „gefieilt“ worden sein in kurzen Wintertagen, — ein Werk wie dieses „Allegro“ hat eben doch „Ruhe und Freiheit“ innen und außen, und zwar im größten Maße bedingt. Die Grundstimmung desselben muß hellen Sommertagen und „dem hohen Muth der ihn dann beseelte“ angehören. Allein es ist seelisch und künstlerisch viel hineingewebt in dieses glanzvolle Gewirk, das zugleich im eminentesten Sinne eine „Arbeit“ ist und zwar von jener höchsten formellen Vollendung, wie sie auch bei Beethoven nur das Ergebnis treuen Ausharrens bei der Sache war. Der kühn aufstrebende Geist dieses Sazes, der in der Coda nach der letzten Trillercadenz geradezu selige Gewißheit des Heils und der Erlösung aus dem eigenen Innern athmet, mußte in sich nach dem, trotz allem fecken Frohsinn, schon etwas sanft sich neigenden und dämmerungsvollen 2. Satz „Scherzoso“ mit innerer Nothwendigkeit auch die zutrauendster Gewißheit volle Vertiefung des wunderbaren „Adagio susto non uo“ erzeugen, das dann im nächsten Jahre ebenfalls fertig dasteht. Beethovens ganze Verfassung von damals weist auf die besondere Stimmung und den inneren Gehalt dieses wahren Seelengedichtes, das bis dahin in der Musik seines Gleichen nicht sah, und dessen ungemeine Concentration des Gehalts sowie seine Profilirung der Linien ebenfalls viel Zeit und zwar gute Zeit gebraucht hat, die von jetzt an bis zum nächsten Herbst weniger fast als je zu gewinnen war. Doch dies sind Vermuthungen. Wir wissen nur daß im Herbst oder Winter 1818 das ganze Werk fertig war. Die Erlebnisse dieses jetzt folgenden Winters 1817/18 führen uns ja doch nichts weniger als abseits von den Spuren jenes Werkes besonders seines Adagios, das, man möchte sagen, nun das völlige „Schloßbinden“ selbst vollzieht. Daß dabei „die zwei Symphonien“ (die 9. und die 10. nämlich) nicht liegen geblieben, die er auch bei der Anwesenheit des Metronomerfinders Mälzl in Wien im Dezember demselben zur Vorführung auf gemeinschaftlichen Kunstreisen versprochen, — der alte Piffikus hatte ihm dafür ein neues Sprachrohr verfertigt und obendrein gar eine „Gehörmaschine zum Dirigiren“ in Aussicht gestellt — und daß dabei ferner noch manches Andere gesonnen und gesponnen wird, versteht sich von selbst: „Ich mache nichts so fort und fort ohne Unterbrechung, immer arbeite ich an mehreren zugleich, bald nehme ich dies, bald das vor“ sagte er selbst zu Dr. Bursh, der ihn 1816 besuchte und wir sehen es aus all seinen Skizzenbüchern in Wien, Berlin u. s. w.

In der Stadt war also mit Hilfe der treuen Schaffnerin Gurykleia wirklich eine eigene Haushaltung angefangen worden und zwar vermittelt Manni der „bussigen Betrügerin“, und Baberl dem „schlechten Schönheitsgesticht.“ „Allein beide sind stumpfsinnig, ich bin dabei sehr verdrießlich“, schreibt er selbst. So wird der Einen schon bald aufgesagt, der Andern aber zu Neujahr ein halb

Duzend Bücher an den Kopf geworfen, „wovon wahrscheinlich durch Zufall etwas in ihr Gehirn oder ihr schlechtes Herz gerathen sein müsse, denn sie sei dadurch ganz umgeändert“, heißt es nachher. Dafür verläumdete nun also auch sie wieder ihren Herrn weidlich bei seiner Freundin und Helferin, und dies gibt wieder Scenen im Streicherschen Hause, die der Empfindlichkeit von Beethovens Wesen mehr „beschämendes Gefühl“ bereiten mußten, als „all die Opfer der Freundschaft die er von der vortrefflichen Frau anzunehmen genöthigt war.“ Und es war andererseits die Undankbarkeit gegen diese seine häusliche Wohthäterin, was bei ihm solche Menschen wieder „aus frische heruntersetzte.“ Allein alles ertrug er, um nur seinen „lieben Sohn Carl“ bei sich zu haben und von Leuten zu entfernen, die allerdings bei einem so regelmäßigen Aufenthalt, wie er ihn wegen der Nähe seiner Wohnung in der Gartenstraße diesen Winter bei Giannatasios, wo Karl im Institut war, abends genoß, seinem Genius und seiner Versunkenheit ins Ideale und Ewige wie „Alltagsmenschen“ erscheinen mußten. Trotz der mangelhaften geistigen Ausbildung des Knaben in diesem Institut, empfand aber Beethoven selbst bei der späteren Entfaltung der moralischen Eigenschaften des Knaben doppelt die Wahrheit dessen, was er bei der ersten Absicht ihn aus dem Institut zu nehmen, selbst schrieb: daß er niemals vergessen werde, daß dort des Knaben physisches und moralisches Wohl begründet worden sei! Hätte er nur diesen theils aus übergroßer Zärtlichkeit theils aus zu hohen Begriffen von der Begabung und der Zukunft des Knaben hervorgehenden Schritt damals unterlassen! Es wäre ihm persönlich viel Leid und Unheil erspart worden, und der Knabe wäre in seiner Entwicklung gesicherter geblieben. Denn, war es seiner „bestialischen Mutter,“ über deren moralische Qualitäten wir uns hier nicht näher auslassen können, schon in dem Institut möglich sich Zugang oder doch Auskunft zu verschaffen und sogar in Beethovens und Andrer Gegenwart Karl „schnell etwas von ihrem Gifte beizubringen“, wie sollte derselbe in einem Haushalt gehütet werden, wie ihn Beethoven führen mußte, da sein künstlerisches Sinnen und Schaffen die größte Unachtsamkeit auf die äußeren Verhältnisse mit sich brachte? War es also nicht schon die Uebernahme der Vormundschaft über dieses Kind überhaupt gewesen, so mußte dieser letztere Schritt gewiß seinen Freunden eine gefährlich eigen sinnige Thorheit dünken und einen äußerlich lebensverständigen Mann, wie seinen Bonner Jugendfreund Stephan von Breuning, sogar zu Auseinandersetzungen und Widerstand reizen, die dann von selbst die Trennung der beiden Freunde auf Jahre herbei führte. Auch war der Knabe offenbar selbst nicht ungerne im Institut gewesen, denn Beethoven hatte selbst bemerkt, daß er dankbar gegen „diese Giannatasioschen“ war. Sie mußten denn auch recht bald dem armen durch eigene falsche Vorstellungen des Rechten bethörten Manne wieder aushelfen. Er war ihm davon ge-

laufen und es war keine andere Hülfe, als ihn wieder in dies Institut zu bringen.

Am 24. Januar 1818 also, nachdem die häusliche Einrichtung beendet war, die sogar eine von den sieben Mühen des Herkules die „Stichtung seiner Papiere“ mit sich brachte, läßt er ihn durch einen Dritten abholen: „da es immer eine Art von Abschiednehmen wäre und dergleichen habe ich von je vermieden.“ Es hatte sich zugleich „einer der ausgezeichnetsten Professoren der Universität“ gefunden, der ihm alles was Karl's Unterricht betrifft, aufs beste besorgt und anrath. „Dem Himmel muß ich danken, daß ich überall Menschen finde, die sich besonders jetzt meiner annehmen,“ schreibt er in der Freude seines Herzens an Frau Streicher. Der Knabe selbst war „frohen Muths und viel aufgeweckter als sonst und zeigte dem Onkel jeden Augenblick seine Liebe und Anhänglichkeit.“ Und Beethoven hielt überhaupt damals gegen Giannatasio dafür, „daß er zwar leichtsinnig aber doch keine Bössartigkeit in ihm herrsche noch viel weniger er ein schlechtes Herz habe.“ Hätte er doch Recht gehabt. Des jungen Menschen Selbstmordversuch später aber legte den Grund zu Beethovens letzter Krankheit! — Auch ein Hofmeister ward genommen und vor allem nach einer zuverlässigen Haushälterin ausgeschaut, „da es ganz gewiß, daß ich entweder halben Junt oder Ende September Wien verlassen muß.“ Denn die Gesundheit bessert sich, daher es auch kurz vorher gegen Frau Streicher heißt: „Ich sage ihnen nur, daß es mir besser geht, ich habe zwar diese Nacht öfter an meinen Tod gedacht, unterdessen sind mir diese Gedanken am Tage auch nicht fremd.“ Und am 8. März schreibt er an Ries in London: „Ich hoffe aber dieß Frühjahr gänzlich geheilt zu werden und von dem mir gemachten Antrag der philharmonischen Gesellschaft im Spätjahre Gebrauch zu machen und alle Bedingungen derselben zu erfüllen.“

So ward der Frau Streicher für die „gut kochende Peppi“ unendlicher Dank gewußt und allmählig auch mit der ausdauernden Hülfe der Freundin einer wirklichen häuslichen Ordnung näher gerückt. „Gott gebe, daß ich nur meiner Kunst mich wieder ganz widmen kann; alle meine übrigen Umstände wußte ich sonst dieser ganz unterzuordnen, nun bin ich freilich hierin etwas verrückt worden,“ schreibt er ebenfalls an diese Freundin. Und da also oben-  
drein damals sein Schlemmer krank geworden, muß er sogar auch seine „Airs eccosais“ für Thomson in Edinburg selbst copiren, und was sind ihm gegen solchen Zeitverlust die quelques ducats de plus qu'ordinaire, die er am 21. Februar von diesem Verleger dafür erbittet? Zugleich erklärt er sich diesem Besteller der „Schottischen Lieder“ zu 12 Themen mit Variationen für 100 Ducaten bereit, die dann die Nebenarbeit der nächstfolgenden Jahre bilden. Als Hauptarbeit haben wir dabei stets die Sonate Op. 106 und die  
Grenzboten 1873. II.

„2 neuen Symphonien,“ im Auge zu behalten, die er am 30. März des folgenden Jahres 1819 verspricht „fertig mit nach London zu bringen!“ Dazu hatte er noch die Idee: „auf den Leipziger October ein Nationallied zu schreiben und dieses alle Jahre aufführen, NB. jedes Volk (!) mit seinem Marsch und dem Te Deum laudamus!“ Und den Londoner Ausichten gemäß enthält ebenfalls das Tagebuch zwischen Februar und Mai d. J. 1819 die Notiz: „ein (Dra-  
torium?) geschrieben, worin auch Melodramatisch vorkommt, kurzum Cantate mit Chor — Schauspiel sodasß man sich in allem zeigen kann.“

Wahrlich Intentionen und Pläne genug! Und wenn wir nun die äußere Lage kennen lernen, in der er sich damals befand, werden wir uns allerdings „vielmehr über das wundern, was er hierbei noch leistete“ wie er selbst am 16. April 1818 an Ries in London schreibt und nicht über seinen Ausruf „Gott helfe mir, ich appellire an ihn als letzte Instanz!“ Zunächst kommen wieder verschiedene schlimme Begegnungen mit der „Königin der Nacht“ heran, wie er jene böse Frau, die Mutter seines Neffen Karl nannte. „Seit dem 10. August sah die Mutter Karl nicht“ steht im Tagebuch nach dem 20. Februar 1818. Und: „Hartes ist ohnedem mehr hierbei als mir lieb,“ schreibt er schon am 3. Juli 1817 an seinen alten Freund Hofsecretär Zmeskall, um denselben einzuladen, mit dem Herrn „Bihler Hofmeister bei Puthon“ zugegen zu sein, wenn die Mutter bei ihm zu Hause ihr Kind sehen werde. „Denn bei den „Landrächten“, dem Wiener Obervormundschaftsgerichte werde ein Hofsecretair besser aufgenommen als ein Mensch ohne Charakter jedoch von Charakter!“ — wobei er jedoch per Postscript alle Mißdeutung sich verbittet. Am 19. August 1817 meldete er aber ins Institut, wo „diese böse Frau“ wieder allerhand „Geschwäh“ gemacht und Karl „in der Geschwindigkeit etwas von ihrem Gifte mitgetheilt“ hatte; der Versuch, ob sie durch ein duldenes gelindes Betragen vielleicht zu bessern, sei gescheitert, es müsse bei der alten nothwendigen Strenge bleiben: „kurz und gut, wir müssen uns schon auf dem Thierkreise halten und sie Karl nur 12 mal des Jahres holen lassen und sie dann so verpallisadiren, daß sie ihm auch nicht eine Stecknadel heimlich bringen könne.“ Karl dürfe keine andere Vorstellung von ihr erhalten als welche er ihm früher schon gemacht, nämlich sie als Mutter zu ehren aber ja nichts von ihr nachzuahmen: „hierfür muß man ihn stark warnen.“

Du würdest um dein Glück gebracht,  
Wenn ich dich in ihren Händen ließe,

singt Sarastro in der „Zauberflöte“, und „mir klingt der Muttername süße“, antwortet Pamina. So hatte auch diese böse Frau bei ihren fortwährenden Intriquen gegen unsern misanthropischen Menschenfreund natürlich den Knaben

meist auf ihrer Seite. Sie selbst aber suchte alles andere eher, als dessen Heil. Um sie zufrieden zu stellen, hatte Beethoven dennoch „ihren Wünschen ganz entsprochen.“ Und wir erfahren aus dem Tagebuche, daß dieß in der That in sehr großem Umfange und zu persönlichem Nachtheil Beethovens geschehen war, der, bis auf einen geringen Beitrag aus der Erbschaft des Knaben, welcher die demselben gesetzlich zugesicherte Hälfte der Pension mit 440 fl. W. W. erreichte, dessen ganze Erziehungskosten allein zu zahlen hatte. Nämlich — wir haben um ihrer Folgen willen diese Dinge hier zu constatiren — nicht die Mutter, deren altwienerischen Leichtsinns auch die eigenen Eltern nur zu wohl kannten, sondern der Knabe Karl war zum Universalerben des Großvaters eingesetzt worden, wodurch ihm die „beiden Stamatschen Schuldscheine oder Sätze von 4000 fl.“ die auf dem Hause der Mutter lagen, gänzlich zugehörten, während ihr davon der lebenslängliche Fruchtgenuß blieb. Also gehörte der 4. Theil des Schätzungspreises des Hauses dem kleinen Karl. „Das Haus trug 1930 fl. Zins ohne die Wohnung der Mutter, welche ebenfalls 600 fl. geschätzt war, alsdann die Hälfte der Pension“, schließt diese Notiz des Tagebuchs, aus der allerdings zur vollen Genüge die „gänzliche Uneigennützigkeit“ des Vormunds Beethoven hervorgeht, während er sich mit „191. § des neuen Gesetzbuches“ wie unmittelbar dahinter steht, getrösten konnte, daß die längst öffentlich verrufene Frau nicht ohne den triftigsten Grund seinerzeit von der Vormundschaft ausgeschlossen war.

Allein sie hörte nicht auf, Beethoven zu plagen und lag ihm und auch Anderen in den Ohren, sie sei durch den Vergleich übervorteilt worden und habe nichts zu leben.

„Die Mutter Karls suchte selbst den Vergleich“, schreibt also Beethoven Anfangs 1818 in jenes Tagebuch; „allein die Basis davon war, daß das Haus verkauft werden sollte, wo man annehmen konnte, daß alle Schulden bezahlt wurden und nebst der Hälfte des Wittwengehalts, nebst dem übrig bleibenden Theile vom verkauften Hause, nebst dem Fruchtgenuß des für Karl Bestimmten sie nicht bloß anständig, sondern sehr wohl leben könnte. Da aber das Haus nicht verkauft ward, — da man vorgab, daß schon die Execution hierauf lastete, so müssen meine Scrupel nun aufhören und ich kann wohl denken, daß sich die Wittve nicht schlecht bedacht: welches ich ihr von Herzen wünsche. Das Meinige o Herr hab' ich erfüllt. Es sei möglich gewesen ohne Kränkung der Wittve. Es war aber nicht an dem, und du Allmächtiger siehst in mein Herz, weißt daß ich mein eigenes Beste um meines theuren Karls willen zurückgesetzt habe, segne mein Werk, segne die Wittve, warum kann ich nicht ganz meinem Herzen folgen und sie die Wittve fürder — — — Gott Gott mein Hort, mein Fels, o mein Alles, du siehst mein Inneres und weißt wie mir es thut,

Jemanden leiden machen zu müssen bei meinem guten Werke für meinen theuren Karl!!! o höre stets Unausprechlicher höre mich — Deinen unglücklichen, unglücklichsten aller Sterblichen!“ — — —

Wir werden bald genug die ergreifende Melodie zu solchem Gebete kennen lernen. Wohl aber wird jetzt selbst devotesten Schönwäschern und künstlerischen Aftergelehrten jener Ausruf an F. Ries aus diesen Tagen von 1818 begreiflich erscheinen: „Ich wünsche und hoffe für Sie, daß sich Ihre Glücksumstände täglich verbessern. Leider kann ich das nicht von mir sagen, durch meine unglückliche Verbindung mit diesem Erzherzog bin ich beinahe an den Bettelstab gebracht. Darben kann ich nicht sehen, geben muß ich; so können Sie noch denken, wie ich bei dieser Lage noch mehr leide. Ich bitte Sie, mir bald einmal zu schreiben. Wenn es mir nur möglich, mache ich mich noch früher von hier weg um meinen gänzlichen Ruin zu entgehen und treffe alsdann im Winter spätestens in London ein. Ich weiß, daß Sie einem unglücklichen Freunde beistehen werden.“ —

So wenig, wie wir also hier zur Evidenz erkennen, der edle Mensch darben sehen konnte, vermochte der echte Künstler über sich zu gewinnen, der Doffentlichkeit ein Werk zu übergeben, ehe es den Stempel der Vollendung auch in jedem kleinsten Zuge trug. Denn ihm selbst war nicht wie seinen damaligen wiener Verlegern Steiner und Haslinger „der Grundsatz zuzuschreiben, daß er das Publicum achtungslos behandle und dem Autor gewissenlos seinen Ruhm schmälere“. Und doch hatte er von der gleichen Arbeit seiner Hände zu leben, und selbst das kleinste „Geschmier um des Geldes willen“ durfte nicht anders als den Stempel des Beethoven'schen Genius tragen. Denn eben um der Höhe und Vollendung seines Schaffens willen, liefen an ihn solche „Bestellungen“ ein. In welchem andern Lichte müssen also die vielen Entschuldigungsbillets an den Erzherzog Rudolph erscheinen, welchen höfliche Liebedienerei in völliger Unkenntniß der inneren wie äußeren Noth des Künstlers so oft eine bloße Erdichtung der Ursachen andichten möchte! Und wie wahr und tief mußte von ihm der Anruf aus Tiedge's Urania empfunden sein, den er in diesem Frühjahr „in doloribus“ als „Aufgabe“ für den hohen Schüler componirte: „O Hoffnung, o Hoffnung! du stählst die Herzen, du milderst Schmerzen,“ die dieser dann „vierzimal veränderte,“ — gewiß ohne von dem zu grundlegenden tieferen menschlichen Sinn auch nur etwas zu ahnen. „Die ihr durch Schönheit herrscht, schimmernd hehres Geschlecht!“ ruft Fasolt der Riese den Bewohnern Wallhalla's zu. Und in der That, was kennen sie von der Noth der Erde und Arbeit! Am Rudolphstage 1818 aber waren die „2 Stücke“ von Op. 106 dem erhabenen Schüler als getreues Opfer der Liebe und Freundschaft dargebracht worden. —

Anders zeigt sich uns nun allerdings die „Königin der Nacht“, die in

dieser Zeit eine so wichtige Rolle spielt. Sie führte ihr leichtes Leben fort und machte Schulden. „Nach dem letzten Ausweis schienen die Schulden der Wittve 24025 und 145 Dukaten zu betragen, sie scheinen freilich noch nach meines Bruders Tode vermehrt worden zu sein — beklagenswerthes Schicksal, warum kann ich auch nicht helfen,“ steht im Tagebuch vor dem 19. Mai 1818, und trotz alledem mußte unser edler Sarastro schließlich immer und zwar durch Contrahirung eigener Schulden wieder aushelfen. Schlimmer aber war es, daß diese Frau fortwährend dem Knaben selbst nachstellte, um ihn zu sich zu locken. Und wie ihr dieß gelang, erfahren wir in den aller-schmerzlichsten Ausrufen durch Beethoven selbst. „Am 19. Mai 1818 hier in Mödling eingetroffen“ heißt es im Tagebuche. Am 18. Juni ergeht dann von diesem reizenden Dorfe bei Wien aus ein Schreiben an die Helferin Frau Streicher „um etwas Tröstliches wegen der Koch-Näh-Wäsch-Kunst.“ Er hatte jählings beide Dienftboten „zum Teufel jagen“ müssen. Sowohl die elefantenartige Peppi“ wie die „heimtückische Alte“ hatten sich, wie jetzt herauskam, noch in Wien durch Kaffee, Zucker und Geld von der Mutter der „Königin der Nacht“, zur Ermöglichung von heimlichen Zusammenkünften mit dem Knaben bestechen lassen, und sogar der „Pfaff hier“, der ein Erziehungsinstitut hatte, und Karl für diese Sommerzeit bei sich in Unterricht nahm, mußte bei solchen Zusammenkünften mit im Spiel gewesen sein. Beethoven war schon zwei Tage vor der Abfahrt aus der Stadt durch einen anonymen Brief gewarnt worden, der ihn durch seinen Inhalt mit Schrecken erfüllte, und hatte Karl sogleich geholt. „Da ich ihn öfter erschütternd nicht ohne Ursache behandle, so fürchtete er sich zu sehr, als daß er gleich alles gestanden hätte“, muß er aber selbst berichten. Darauf sprach er auch im Wagen gegen denselben seine Befürchtungen aus. Aber die „greise Verrätherin“ hatte ausgerufen: er solle sich nur auf sie verlassen. „O der Schändlichkeit! Nur zweimal mit diesemal ist mir in dem sonst ehrwürdigen Alter beim Menschen nur so etwas vorgekommen“, schreibt er. Die Dienftboten, besonders die „alte Verrätherin“ suchte nun den Knaben, den er öfter vornahm, abhalten die Wahrheit zu gestehen. „Allein da ich Karl heilig versicherte, daß ihm alles vergeben sei, wenn er nur die Wahrheit gestände, indem Lügen ihn in einen noch tieferen Abgrund als worin er schon gerathen, stürzen würde, so kam alles ans Tageslicht, —“ und Beethoven beschloß seinen Körper, seine Gemächlichkeit dem bessern Ich seines armen verführten Karl aufzuopfern und — „marsch zum Hause hinaus zum abschreckenden Beispiel aller Künftigen.“

„Karl hat gefehlt“ schließt der Brief dieses Mannes, der obendrein diesen Dienftboten, „jeder noch volle 6 Monate angefehlt“ und das „weniger vortheilhafte Attestat“ unterlassen: denn „Rache übe ich nie aus; in Fällen wo

ich muß gegen andere Menschen handeln, thue ich nichts mehr gegen sie, als was die Nothwendigkeit erfordert, mich vor ihnen zu bewahren oder sie verhindert weiter Uebles zu stiften" — „Karl hat gefehlt, aber — Mutter — Mutter, selbst eine schlechte bleibt doch immer Mutter; insofern ist er zu entschuldigen, besonders von mir, da ich seine ränkevolle leidenschaftliche Mutter zu gut kenne.“ Der Pfaffe hier wisse schon, daß er von ihm alles wisse; allein damit Karl nicht übel von ihm behandelt werde, da der geistliche Herr überhaupt etwas roh scheine, so sei es für jetzt genug. Da aber Karl's Tugend auf die Probe gesetzt sei — „denn ohne Versuchungen gibt es keine Tugend, — so lasse er es mit Fleiß hingehen, bis es noch einmal, was er zwar nicht vermuthete, geschehe, wo er denn Seiner Hochwürden ihre Geistlichkeit mit solchen geistigen Prügelein und Amuletten und mit meiner ausschließlichen Vormundschaft und daher rührenden Privilegien so erbärmlich zurichten werde, daß die ganze Pfarrei davon erbeben solle!“

So richtet sich wohl der Löwe auch hier kräftig auf. Allein: „mein Herz wird schrecklich bei dieser Geschichte angegriffen und noch kann ich mich kaum erholen. —“ Natürlich war jetzt auch alles Uebrige bei ihm in Verwirrung: „jedoch wird man nicht nöthig haben mich in den Narrenthurm zu führen; ich kann sagen, daß ich schon in Wien schrecklich wegen dieser Geschichte gelitten und daher nur still für mich war.“

„Sieht er, mit solchem Pack muß ich mich herumschlagen“ sagte der alte Fritz, und was gehörte dazu, um aus solchem „Sumpf und Schlamme“ sich immer „weiter in den Kunsthimmel hinauf zu versetzen“! Ein solches „Künstlerleben“ bei dem lebhaften Bewußtsein seiner „heiligen Pflicht“ gegen den Knaben kannten wir bis heute nicht. Am tiefsten aber traf unsern Meister das dunkle Bewußtsein davon, was bald auch als offene Verläumdung auftrat, daß er doch auch selbst mit Schuld an diesen Vergehungen seines Karls trage, indem seine Sorgfalt und Wachsamkeit nicht genügend gewesen sei. Aber auch jetzt denkt er einzig an den leichtsinnigen Buben: „Machen Sie nur nichts bekannt, da man auf Karl nachtheilig schließen könnte; nur ich, der ich alle Triebräder hier kenne, kann für ihn zeugen, daß er auf das schrecklichste verführt ward.“ Solch liebende Schwäche sollte nur zu furchtbar an ihm selbst sich rächen. Es hat sich bald genug erwiesen, daß er wirklich an seinen für menschliches Glück so lebendig fühlenden warmen Busen eine Natter gelegt hatte, die ihm in einem unbewachten Momente einen tödtlichen Biß beizubringen mußte.

Doch jetzt, wo uns einerseits das so unerquickliche thatsächliche Material von Beethovens Lebens für eine kleine Weile verschont und obendrein der Abschluß des einen bedeutenden Werkes und der Eintritt eines andern größeren nahe bevorsteht, wollen auch wir nach längerer Wüstenwanderung uns für

einen Augenblick besinnen, was innerhalb der Kunst das Ergebnis all der huntscheckig und schreiend an uns vorübergezogenen kleineren und größeren Erlebnisse dieses Jahres 1817/18 war. Wir werden dabei an dem in diesem Sommer vollendeten Op. 106 erkennen, daß durch all den Teufelspuck und Serpentinanz des gemeinen Daseins hindurch Beethovens Auge nur noch hell-sichtiger für den inneren Zusammenhang der Dinge geworden war. Die vielen und oft schmerzlichsten Prüfungen, zumal in einer Region seines Innern, die bisher nur wenig und nicht entscheidend berührt worden war, hatten in heftigen Rüttelungen und Erschütterungen der Grundelemente seines Wesens in diesem Innern, selbst eine neue Sekung und Zusammenfügung erzeugt. Die stete nothgedrungene Berührung mit der allerlächerlichsten Bedürftigkeit und Trivialität des Lebens hatten ihn noch tiefer auf dessen wirklichen Grund geführt, und neben kühnem Ringen und muthig frohem Ankämpfen ertheilt das innerste Bedürfen der Erfassung eines Dauernden und Festen durch Anlehnung der ganzen Seele an das Ganze und Untheilbare der Welt und ihres ewigen Seins: Sein Gemüth lernt in echter Menschenergebung sich der Harmonie des Ganzen fügen und gewinnt einen persönlichen Antheil am „Allmächtigen, am Ewigen Unendlichen,“ der in seiner künstlerischen Aeußerung dann auf Tausend und Millionen Menschenherzen nach ihm den segensreichsten Einfluß geübt hat und stets fortüben wird.

Die Sonate Op. 106, die also hier zunächst ins Auge zu fassen ist, ward wenigstens in den beiden letzten Sätzen, in diesem Sommer 1818 in Mödling componirt und über den Herbst und Winter druckfertig gemacht. Am 15. Sept. des nächsten Jahres zeigt sie der Wiener Musikhändler Artaria in der Wiener Zeitung an und bemerkt zugleich „dem Wunsch des Autors entgegenkommend,“ daß dieses Werk vor allen andern Schöpfungen dieses Meisters nicht allein durch die reichste und größte Phantasie ausgezeichnet, sondern daß dasselbe in Rücksicht der künstlerischen Vollendung und des gebundenen Styles (!) gleichsam eine neue Periode für Beethovens Claviermusik bezeichnen werde. Der Meister selbst hielt also selbst etwas Besonderes auf dieses Werk, nach Inhalt wie nach der Form. Auch befindet sich unter den Aufzeichnungen Zmeskalls in der Fischhof'schen Handschrift der Berliner Bibliothek eine Besprechung desselben aufbewahrt, die beweist daß man schon damals auch solch höheren geistigen Schwung des Meisters zu würdigen wußte und stets mehr begriff, daß hier der Welt sich eine neue Welt erschloß. Wenn er bisher in dieser „romantischen Welt“ (wie es natürlich hier heißt) mit magischer Kraft die Geister belebt und zu wunderbaren oft schauerlichen Tänzen aufzurufen gewußt, so habe dies jedes der höheren Luft der Töne verwandte Auge mit froher Bewunderung gesehen und dadurch der Genüsse viele voraus gehabt vor denen, welche in dem Seelenhauche der Musik weder

den Beginn eines Geisteslebens zu ahnen wissen, noch zum Verstehen dieser „gewaltigen Ursprache der Welt“ begabt seien. Bezeichnend genug ist dabei von dem „Strom der Gefühle eines in wonnevoller Beschauung seiner eigenen Welt wogenden Gemüths“ die Rede, sowie von der „aus der tiefen Seele des Meisters hervorgehenden Schöpfungsfreiheit.“ Im ersten Satze bewege sich sein Genius mit gewaltiger hinreißender Kraft durch die Kreise der Harmonie und bilde mit humoristischer Freiheit die seltsamsten Gruppierungen seiner Gestalten, die sich zu einem Ganzen vereinigen, dessen Beschauung ein starkes Gemüth zu froher Begeisterung erheben und mit den wunderbarsten Gefühle erfüllen müsse.

Erscheint hier (und im Scherzoso) also recht wohl die „ewig schaffende Natur“, die unerschöpfliche Lebenskraft begriffen, die Beethoven selbst in dem Abgrunde der alles gebärenden und alles verschlingenden Welt der täglichen Erscheinungen sich als das Dauernde ersah,“ so heißt dagegen das Adagio nur „ein großer sehr ausgebreiteter Satz von außerordentlicher Tiefe der Empfindung“ — ohne Ahnung, daß hier in ungleich höherem Maße eine neue Welt unseres Empfindens sich darlegt, und, wie in Beethovens Wesen selbst, so in der neueren Menschheit sich eine neue tiefer gehende und substanzhaltigere Form des Daseins und der Weltauffassung begründen will. Wir haben diesen Satz, den der „Autor“ selbst durch „sostenuto“ und „appassionato e con molto sentimento“ hervorgehoben hat, als eine Art Wendung und Wandlung in seinem Innern und also auch in seinem künstlerischen Dasein zu betrachten. Wenigstens war solch concentrirte Tiefe und ungetrübte Weihe, solches Zusammenfassen und Ausströmen der Empfindung bis zu einem höchsten und entscheidenden Punkte in Beethovens Schaffen bis her nicht da: es ist ein sich selbsterrettender Vorgang in der vollen Tiefe der eigenen Brust, den wir ganz nur begreifen, wenn wir eben dieses sein Leben kennen, der uns aber auch selbst wieder den gewichtigsten Aufschluß über dessen tiefste Gründe und zugleich den deutlichsten Fingerzeig für die nachfolgende Entwicklung gibt und dem wir also wenigstens mit eigener näherer Bezeichnung selbst näher zukommen suchen müssen.

Im ganzen ist hier kein verständlicheres und zugleich mehr der eigenen Auffassung Beethovens entsprechendes Bild zu wählen, als das Gebet. Persönliche Hingabe und tiefinnersten Vortrag der Noth des Herzens bis zum eigensten Empfangen von Trost und Hülfe des Allmächtigen und Ewigen sind der deutlich redende Sinn dieser Töne. Aus der vollen endlos unbestimmt wogenden Tiefe des menschlichen Leidensgeföhles — die einleitenden beiden Töne, Terz und Dominante sind bekanntlich erst später zugesügt, gewissermaßen als habe der Verlauf des Ganzen den Bittenden selbst erst davon unterrichtet, aus welchem innerstem Grunde des allgemeinen Lebens dieser Vor-

trag der Noth stamme, — aus solcher Tiefe und doch sogleich mit der vollen Zuversicht auf Vinderung und Versöhnung steigt die leise flehende Bitte um Erlösung von Schuld und Noth auf, und schon nach dem ersten vollen Aussprechen derselben blinkt auch in einem sehr bezeichnenden Uebergang nach G dur der erste frohe Hoffnungsstrahl. Der erneute Bittvortrag dagegen schließt oder vielmehr bricht ab mit jenem „con grand espressione“, das in Verbindung mit einigen mehrmals wiederkehrenden kleinen Nonen allein das „appassionato“ neben dem „molto sentimento“ begreiflich macht. Das feste Auftreten der Begleitungsaccorde mit der sich schwebend ausbreitenden Melodie „con tutte corde“ kündigt die erste Regung des wieder erwachenden Eigendaseins an: indem ich vertrauensvoll ihm von Kindheit an gebient und Gutes gethan, wo ich nur konnte, hieß es gegen den Erzherzog. Jedoch schmerzliche Accente drängen sofort diese hoffende Regung zurück, und an ihre Stelle tritt in zartesten Terzengängen, stets sich steigend, ein liebendes Sichanschmiegen, das in seiner das tiefste Herz erquickenden Wahrheit und Schönheit nur von dem jetzt innerlichst beruhigend eintretenden Thema in D dur übertroffen wird. Nie ist in der Musik eine Empfindung mit dem Ausdruck innigerer Ueberzeugung ausgesprochen worden, als dies kleine Thema: im untersten Bass, wie aus dem geheimsten Schrein der eigenen Seele, ertönt der zuversichtliche Trost: „ich bin ja deines Wesens und habe sicheren Antheil an dem Frieden und Licht des Ewigen.“ Freier spielt dann in Triolenbewegung diese Hoffnungsempfindung mit sich selbst, bis in dem deutlich ausgesprochenen Wort (wieder una corde) die Verkündung selbst sich naht, die wir aus lichtesten Höhen stammend und von Ewigkeiten her jedem Gemüthe gewiß, das mit voller Hingabe sich der Erlösung neigt, — man bemerke den weitauseinanderliegenden Terzvorhalt über dem Unterdominantdreiklänge — und auch mit seligem Sichneigen in das Innere aufgenommen wird.

Was dann folgt, ist — „die Wandlung“. Man kann es kaum anders bezeichnen. In den einfachsten Duraccorden, ja vorwiegend reinen Dreiklängen stimmt das Innere in seiner unerforschten Tiefe sich zur Harmonie des selbst unerforschten Ganzen und Ewigen zurück, dem das trostbedürftige Herz des Einzelnen und Vergänglichen soeben genächt war: es wehen die Schauer eines ewigen Lebens über diesem kleinen schwachen Individuum, und neues Leben und Lebensschaffen ist ihm gegeben, es lehrt in sich neu geboren in die Welt der Erscheinungen zurück. Die nach natürlichen Gesetzen gebotene Wiederholung des ganzen Vorgangs, hier wie ein Widerspiel in der Erinnerung, alles voll idealen Glanzes, selbst die Accente der Schuld und des Leidens verklärt, prägt uns den Gehalt und die Wahrheit des Ganzen nur noch tiefer ein: die Wandlung gewinnt über den einzelnen Vorgang hinaus allumfassenden Sinn und innerste Weltbedeutung. Und wenn dann zum letzten Abschluß

des Ganzen die Eingangsbite nochmals ertönt, so ist es, als wenn die das Nachzucken der schmerzlich erregten und jetzt in sich wieder versöhnten Empfindung ausdrückenden Synkopen aus dem verminderten Septimenaccord mit deutlichen Worten zu uns redeten. Aber selbst die deutlichsten Worte, wie würden sie die Aufrichtigkeit und Tiefe dieser Empfindung entweihen, und zu unserm wahren Schrecken den Schleier von einem Vorgange abziehen, der in seinem Kern das Geheimniß von Glück und Bestand der ganzen Welt birgt. Sie wären hier wo alles reinstes Gefühl ist, in Wahrheit nur „Schall und Rauch umnebelnd Himmelsgluth!“ Der Schluß in Dur mit weit hinhallender Dominante enthüllt uns die ganze Fülle von Lebenshoffnung, die dieses zu sich selbst und dem Ganzen des Daseins zurückgekehrte Herz beseligt.

Und sind es nicht geradezu neue und nie gesehene Thaten, zu denen durch diese sichere Anknüpfung an das Ewige, Kraft und Entschlossenheit gewonnen ist, was nach der Larpoeinleitung mit ihrer echt Beethovenschen Spannungserregung in dem Allegro risoluto eintritt? Die Abbewegung des Lebens und die Kräfte des Als wiederzuspiegeln, nimmt diese mächtige FinaIfuge den in seiner späteren Entfaltung so höchst bedeutenden Anlauf. Die aliunde licenze, die einigen Freiheiten, womit hier im strengen Styl verfahren worden, sind für uns ein gar köstliches Besinnen des Meisters auf das weltentscheidende eigne Ich. Und wenn es auch nur einsam und „wie alte Kirchenchoräle der Mönche“, von denen im Tagebuch damals Rede ist, auf diesen stürmischen Wogen wandelt, es wandelt doch, es ist da und seiner selbst gewiß. Das kleine fugato des zweiten Themas (D dur) aber klingt wie fernes Erinnern an jenen Grund alles Seins, in dem auch dieses Ich sich wieder gefunden.

Alles also an diesem machtvoll lebendigen Werke, das wir fast als einzig auflesenswerthe Frucht auf dem langen öden Wege dieser Lebenszeit seit 1816 fanden, überzeugt uns, daß mit dem Meister selbst eine Wandlung vorgegangen war, die für sein späteres Leben und Schaffen von der entscheidendsten Bedeutung ist und der wir erst die Existenz seiner größten und erhabensten Werke der Missa solemnis, der 9. Symphonie und der großen fünf letzten Quartette verdanken. Darum verdienten die Umstände und Art der Entstehung dieser „Miesensonate“ Op. 106 wohl eine ausführlichere Darstellung, wie dieselbe ihr hier zum ersten Male quellenmäßig zu Theil geworden ist.

### Frühere Feldzüge Rußlands gegen Shima.

Von Drenburg und der Emba, von Paschkend und Perowski, von Krasnowodsk und Tschiktschlar rücken die russischen Heersäulen gegen das letzte